



**SAINT  
X**

roman

**ALEXIS  
SCHAITKIN**

ullstein 

Alexis Schaitkin  
*Saint X*



Alexis Schaitkin

# SAINT X

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Wibke Kuhn

Ullstein



Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Saint X*  
bei Celadon/Pan Macmillan, New York

Die Gedichtzeile auf S. 273 ist zitiert nach  
Dostojewskij, Fjodor: *Aufzeichnungen aus dem Kellerloch*,  
Köln 2008, S. 188

Das Rilke-Zitat auf S. 291 stammt aus:  
»Archaischer Torso Apollos«; in:  
Rainer Maria Rilke: *Sämtliche Gedichte*,  
Frankfurt/M. 1993, S. 503

ISBN: 978-3-550-20027-4

© 2020 by Alexis Schaitkin

© der deutschsprachigen Ausgabe

2021 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Janson LT Std

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für M & E



# INHALT

Indigo Bay	9
Emily aus Pasadena	63
Inseln	111
Das Little Sweet	121
Unsere schöne Tochter	145
Toto	165
Beweise	189
Geister	213
Stimmen	235
Das wahre Irgendwo	277
Sara	319
Die geheime Stadt	337
Schnee	357
Starlight	391
Das Mädchen	407
Faraway	437
Vergiss das nie	461
Saint X	467
Bemerkungen der Autorin und Danksagungen	473



## INDIGO BAY

Beginnen wir mit einer Luftaufnahme. Tauchen wir unter die Wolkendecke, und da ist er, dieser erste flüchtige Blick auf den Archipel – ein Moment, eine Aussicht, ein so jähes und intensives Schauspiel an Farben, das einem das Gefühl gibt, als hätte man einen Eiswürfel in warmes Wasser geworfen und würde ihm nun dabei zusehen, wie er zerspringt: das azurblaue Meer, die smaragdgrünen Inseln mit ihrem Rand aus schneeweißem Sand; vielleicht taucht heute auch noch ein karminroter Tanker am Rand dieses Bildes auf.

Gehen wir noch ein wenig tiefer, geben die Inseln ihre Topografie preis: Täler und Ebenen und Gebirge in der Mitte und die kegelförmigen Gipfel der Vulkane, von denen einige immer noch aktiv sind. Da haben wir Mount Scenery auf Saba, Mount Liamuiga auf Saint Kitts, Mont Pelée auf Martinique, The Quill auf Sint Eustatius, La Soufrière auf Saint Lucia und Saint Vincent, La Grande Soufrière auf Basse-Terre, einer der beiden Hauptinseln von Guadeloupe, und schließlich Grande Soufrière Hills auf der winzigen Insel Dominica, die nicht weniger als neun Vulkane beherbergt. Die Vulkane geben einem ein unbehagliches Gefühl von gefährlicher Nähe – der Alltag des Insellebens unmittelbar neben der lauernden Gefahr eines Ausbruchs. (Auf manchen Inseln segeln an manchen Tagen Ascheflocken durch die Luft, blass und dünn, die sich dann auf grasbewachsene Hügel und Dachfirste legen).

Irgendwo in der Mitte des Archipels liegt eine Insel, die

ungefähr vierzig Kilometer lang und zwölf breit ist. Es ist ein flacher, gelbbrauner, staubiger Ort, der Erdboden ist dünn und trocken, das Gelände gesprenkelt mit flachen Salztümpeln, und die einheimische Vegetation besteht hauptsächlich aus tropischen Sträuchern – Meertraubenbäumen, Kakteen, Trema-Sträuchern. (Hier gibt es auch einen Vulkan, Devil Hill, der allerdings so klein ist und dessen Magma so selten nach oben steigt, dass er weder als Bedrohung noch als Attraktion taugt.) Die Insel hat achtzehntausend Einwohner und empfängt jedes Jahr um die neunzigtausend Touristen, die vom heißen, trockenen Klima der Insel angezogen werden. Von oben gesehen ähnelt die Insel einer Faust, von der ein einzelner langer Finger nach Westen zeigt.

Die nördliche Küste weist zum Atlantik, dort ist die Küste schmal und felsig, das Wasser je nach Jahreszeit unterschiedlich. Fast alle Bewohner leben auf dieser Seite, die meisten von ihnen in der winzigen Hauptstadt, The Basin, wo sich Schulgebäude aus Schlackenbetonsteinen, kleine Supermärkte, Kirchen und Tankstellen mit verblichenen Kolonialbauten in Pastelltönen abwechseln: das blütenrosa georgianische Anwesen des Gouverneurs; die mintgrüne Nationalbank; das zartblaue Gefängnis. (Ein Gefängnis neben einer Bank – der Lieblingswitz im Ort.) An dieser Küste verraten die Namen der Strände ihre Defizite: Salty Cove, Rocky Shoal, Little Beach.

An der Südküste hingegen schwappen die sanften Wellen der Karibik auf den puderfeinen Sand. Mehrere Ferienresorts verteilen sich entlang der Küste: The Oasis, Salvation Point, The Grand Caribbee und das Kronjuwel der Insel, Indigo Bay, und allesamt sind sie geschmückt mit Bougainvilleen, Hibiskus und anderen farbenprächtigen, schönen Täuschungsmanövern, die den Eindruck erwecken sollen, dass diese Insel ein üppiger, fruchtbarer Ort ist.

Im Meer verteilt liegt ungefähr ein Dutzend unbewohnter kleiner Inselchen, von denen die bemerkenswertesten Carnival Cay, Tamarind Island und Fitzjohn sind (Letztere berühmt für die Fitzjohn-Eidechse, zumindest bei den Einheimischen). All diese kleinen Inseln sind beliebte Ausflugsziele – um zu schnorcheln, für romantische Picknicks und geführte Touren durch die Kalksteinhöhlen. Die kleine Insel, die der Hauptinsel am nächsten liegt, heißt ironischerweise Faraway Cay und liegt keine fünfhundert Meter vor der Küste bei Indigo Bay. Mit ihrem perlmuttschimmernden Strand, den wilden Landschaften und dem makellos schönen Wasserfall in der Mitte wäre sie ein ebenso beliebtes Ziel wie die anderen kleinen Inseln, wenn es dort nicht gleichzeitig von Wildziegen wimmeln würde, die von Salzmieren und Kaktusfeigen leben müssen.

Die Inselbesucher haben wenig Sinn für diese Geografie. Würde man sie fragen, wären die meisten nicht in der Lage, die Grundumrisse der Insel aufzuzeichnen. Sie können sie nicht auf einer Karte finden, können sie nicht von den anderen kleinen Landmassen unterscheiden, die im Meer zwischen Cuba und Venezuela liegen. Wenn ein Taxi sie vom Sir Reginald Corwin International Airport zu ihrem Hotel fährt oder von ihrem Hotel zu einem Restaurant mit Caribbean-Fusion-Küche in der Mayfair Road oder wenn sie auf dem Katamaran *Faustina* eine Fahrt im Sonnenuntergang mitmachen oder wenn ihr Kreuzfahrtschiff bei Bendy Harbour anlegt und sie zu den Läden an der Hibiscus Plaza schlendern oder wenn ein Schnellboot mit ihnen zur Cactus Pear Bay hinüberflitzt, um die alte Zuckerrohrplantage zu besichtigen, wissen sie nicht, ob sie in nördlicher oder südlicher, östlicher oder westlicher Richtung unterwegs sind. Die Insel ist ein hübsches Nirgendwo, das im Gin-klaren Wasser schwebt.

Wenn sie nach Hause fahren, vergessen sie im Handumdre-

hen die Namen der Dinge, die sie gesehen haben. Sie wissen nicht mehr, wie der Strand hieß, an dem ihr Resort lag, oder die kleine Insel, zu der sie einen Schnorchelausflug gemacht haben. (Der Sand dort war mit flachen Sanddollar-Seeigeln übersät, als wären sie kein bisschen kostbar.) Sie haben den Namen ihres Lieblingsrestaurants vergessen, sie wissen nur noch, dass es irgendwas mit einer exotischen Blume zu tun hatte. Sie vergessen sogar den Namen der Insel selbst.

Zoomen wir uns näher an Indigo Bay heran, können wir die Einzelheiten der Anlage erkennen. Erst die lange Auffahrt mit den kerzengeraden Palmen, die Marmorlobby mit dem hohen gewölbten Dach, der Pavillon im Freien, in dem jeden Morgen bis zehn Uhr Frühstück serviert wird, das Spa, der nierenförmige Pool, die Fitness- und Business-Center (die auf den gravierten Schildern allerdings »CENTRE« buchstabiert werden, ein Britizismus, von dem die amerikanischen Gäste entzückt sind, weil er ihnen kurios und wahrhaftig vorkommt auf dieser von England so weit entfernt liegenden Insel). Da ist der Strand, auf dem die bequemen Stühle zu einer Parabel arrangiert sind, die sich an die Krümmung der Bucht schmiegt, die Einheimische, die am Rand des Strandes unter einem ausgebleichen blauen Sonnenschirm auf einer umgedrehten Plastiksteige sitzt und jungen Mädchen die Haare zu Zöpfen flicht. Der Duft ist klassisch tropisch: Frangipani und Kokos-Sonnencreme und das milde Salzwasser des Äquatorialmeers.

Am Strand sitzen Familien, und der Sand um ihre Stühle ist mit Plastikschaufeln, Schwimmflügeln, unglaublich kleinen Badeschuhen übersät; Ehepaare in den Flitterwochen schmiegen sich in Cabanas aneinander; Rentner liegen im Schatten und lesen dicke Thriller. Sie machen sich keine Vorstellung von dem, was sich hier, auf Saint X, im Jahre 1995 abspielen wird.

Es ist spät am Vormittag. Schau. Da geht ein Mädchen den Strand entlang. Mit schlenderndem Gang, als wäre ihr egal, wann sie ihr Ziel erreicht. Als sie so dahinspaziert, folgen ihr Blicke – junge Männer, ganz offen; ältere Männer, etwas dezent; ältere Frauen, sehnsüchtig. (Sie waren auch mal achtzehn.) Sie hat eine lange, bauschige Tunika über ihrem Bikini an, trägt das Ganze aber mit einem teeniehaften Schmiss, der einen Hauch von Provokation hineinbringt. Apricotfarbene Sommersprossen überziehen die milchweiße Haut ihres Gesichts und ihrer Arme. Sie trägt ein Silberkettchen mit Sternanhänger am Knöchel, und Gummi-Flipflops an den langen, geraden Füßen. Eine Strandtasche aus geflochtenem Bast hängt lässig an ihrer Schulter. Ihr rostbraunes Haar ist dick und glatt wie ein Pferdeschweif, und es ist mit einem gelben Gummi zu einem Knoten zerzauster Präzision geschlungen. Das hier ist Alison. Und bitte nicht »Ali«.

»Guten Morgen, Schlafmütze«, sagt ihr Vater, als sie bei den Stühlen ankommt, auf denen ihre Familie sitzt.

»Morgen!« Sie gähnt.

»Du hast ein riesiges Kreuzfahrtschiff verpasst, das ist vorhin direkt da vorne vorbeigefahren. Man konnte die Leute sehen, wie sie über eine Rutsche ins Wasser gerutscht sind«, sagt ihre Mutter.

(Obwohl die Gäste in Indigo Bay gerne mal nörgeln, wenn sich diese massigen Schiffe in ihr Blickfeld schieben, verschaffen ihnen diese Momente auch eine gewisse überhebliche Genugtuung, weil der schlechte Geschmack anderer Leute ihren eigenen guten bestätigt – sie verbringen ihren Urlaub *nicht* in der vulgären Opulenz eines Schiffs, das ungefähr so schön ist wie ein Bürokomplex.)

»Klingt ja hochinteressant.« Alison zieht sich einen Stuhl aus dem Schatten eines Sonnenschirms in die Sonne. Sie holt

einen gelben Walkman aus ihrer Strandtasche. Sie legt sich hin, setzt ihre Kopfhörer auf und schiebt sich die Sonnenbrille, die sie vorhin in den Haaren getragen hatte, vor die Augen.

»Wie wär's, wenn wir mal alle zusammen schwimmen gehen?«, fragt ihr Vater.

Alison reagiert nicht. Und ihr Vater ist sicher, dass sie nicht bloß so tut, als könnte sie ihn wegen der lauten Musik aus ihrem Kopfhörer nicht hören, sondern dass sie ihn schlicht und einfach ignoriert.

»Vielleicht haben später ja alle etwas mehr Lust«, meint ihre Mutter mit forcierter Fröhlichkeit.

»Hey, Clairey«, sagt Alison. »Ich geh auf Schatzsuche und bring dir einen Seestern mit.«

Sie spricht mit dem kleinen Mädchen, das im Sand zwischen den Stühlen ihrer Mutter und ihres Vaters sitzt und bis zu diesem Augenblick hoch konzentriert Sand zu kleinen Hügeln aufgehäuft hat.

»Ich geh auf Schatzsuche und bring einen Seestern und einen Hund mit«, sagt das kleine Mädchen.

Sie sieht so eigenartig aus, wie ihre Schwester attraktiv aussieht. Ihr Haar ist fast weiß, ihre Haut extrem blass. Die Augen grau, die Lippen bleich. Wenn man all diese Einzelheiten zusammennimmt, hat ihr Aussehen etwas Faszinierendes, aber dann doch Reizloses. Das ist Claire, sieben Jahre alt. Clairey, wie sie von der Familie genannt wird.

»Ich gehe auf Schatzsuche und bringe einen Seestern, einen Hund und einen Pikkolo mit.«

»Einen Pikkolo«, flüstert Claire. Ihre Augen werden ganz groß. Ihre Schwester weiß aber auch immer die tollsten Wörter.

Der Vater winkt einen von den Männern heran, die am Strand arbeiten. Sie sind zu zweit, beide sind dunkelhäutig und

tragen weiße Hosen und weiße Poloshirts, auf die mit Goldfaden das Logo des Resorts eingestickt ist. Kurz: der Dünne und der Dicke in den Köpfen der meisten Gäste. Der Mann, der jetzt auf die Familie zustapft, ist der Dünne, Edwin.

Als er bei ihnen ist, setzt Alison sich auf und streicht sich die Haare glatt.

»Wie geht es Ihnen heute Morgen?«, fragt er.

»Hervorragend«, sagt ihre Mutter und sprüht dabei nur so vor Enthusiasmus.

»Zum ersten Mal auf unserer Insel?«

»Ja«, bestätigt der Vater. »Gestern Abend mit dem Flieger angekommen.«

Jeden Winter Familienferien in einem anderen tropischen Resort, einwöchige Verschnaufpausen vom verschneiten Vorort, um die nötige Kraft für die verbleibenden kalten und dunklen Monate zu tanken. Sie haben Palmen gesehen, die so stark gekrümmt waren, dass sie den Sand küssten. Sie haben Wasser gesehen, das so blass war wie Gletscher, und sind über Sand gegangen, der so weich war wie Sahne. Sie haben zugeschaut, wie sich die Sonne gegen Ende des Tages in einen riesigen orangen Dotter verwandelte, der aufbricht und im Meer zerläuft. Sie haben gesehen, wie der Nachthimmel von lauter kleinen blauen Sternen erobert wird.

»Schauen Sie, unsere Insel hat den schönsten Tag für Sie gezaubert.« Er macht mit seinem dünnen Arm eine unbestimmte Geste Richtung Himmel und Meer. »Was darf ich Ihnen heute Vormittag bringen?«

»Zwei Rumpunsch und zwei Fruchtunsch«, sagt der Vater. Alison stößt einen kleinen Seufzer aus.

Der Dünne kommt nach einer Weile zurück (nach einer gar zu langen Weile, wie der Vater findet, wie alle Väter an diesem Strandstück finden – der Dünne ist eine Plaudertasche und ein

Trödler). Er trägt ein Tablett mit Drinks, die mit Maraschino-  
kirschen und Hibiskusblüten dekoriert sind.

»Heute Nachmittag veranstalten wir hier ein Volleyball-  
spiel«, sagte er. »Wir hoffen, Sie sind auch dabei.«

»Oh, mein Schatz, das würde dir doch bestimmt gefallen!«,  
sagt die Mutter zu Alison.

Das Mädchen dreht sich zu ihrer Mutter um. Obwohl sie  
eine Sonnenbrille trägt, hat die Mutter keinen Zweifel, dass der  
Blick ihrer Tochter dahinter ein vernichtender ist.

Der Dünne klatscht in die Hände. »Wunderbar! Dürfen wir  
auf Sie zählen, Miss?«

Das Mädchen rückt seine Sonnenbrille zurecht. »Viel-  
leicht.« (In letzter Zeit hat sie ein Talent dafür entwickelt,  
selbst noch den unverfänglichsten Wörtern den Anstrich einer  
kaum verhohlenen Anspielung zu verleihen. Das ist der Mutter  
bereits aufgefallen.)

»Wohl eher die Sonnenanbeterin, oder?«, sagt der Mann.

Alisons Gesicht wird dunkelrot.

Der Vater greift in sein Portemonnaie und zieht ein paar  
Ein-Dollar-Noten aus dem dicken Stapel, den er gestern bei  
der Bank abgehoben hat. (War das wirklich erst gestern? Er  
kann jetzt schon fühlen, wie die Insel ihn magisch zu verjüngen  
beginnt.)

»Danke, Sir.« Der Dünne schiebt das Geld in die Tasche  
und setzt seinen Weg über den Strand fort.

»Netter Kerl«, sagt der Vater.

»Sehr freundlich«, stimmt die Mutter zu.

»Na?«, fragt der Vater und hebt sein Glas.

Die Mutter lächelt. Clairey fixiert ihre Kirsche. Alison rührt  
mit einstudierter Langeweile in ihrem Fruchtpunsch.

»Aufs Paradies«, sagt der Vater.

In der heißen Nachmittagssonne marschiert der Dicke den Strand entlang und bleibt bei jeder Gruppe von Stühlen stehen. »Das Volleyballspiel fängt in fünf Minuten an«, sagt er leise. Er nickt verlegen, zupft am Kragen seines Poloshirts und geht weiter. Die Gäste beobachten ihn, während er weitergeht. Er ist dick, die Art von dick, die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das ist Clive. Toto für seine Freunde.

»Rühr mal ein bisschen die Werbetrommel für mein Spiel! Wir brauchen immer noch vier Spieler!«, ruft der Dünne vom Volleyballfeld. Er hat die Hände seitlich an den Mund gelegt, um besser gehört zu werden. »Hier spielen die Champions Volleyball! Letzter Aufruf, letzter Aufruf!«

Leute, die bis jetzt geschlafen oder gelesen haben, schütteln den Kopf, weil er so schreit, und lächeln nachsichtig. Sie verstehen, dass der Dünne ein entscheidendes Element des Resorts ist, dem Strand seine Energie, seinen Flair von Spaß, seine satten, trägen Selbstlaute schenkt.

Alison nimmt ihre Kopfhörer ab und steht auf. »Willst du mitkommen und mir beim Spielen zuschauen, Clairey?« Sie streckt ihrer Schwester die Hand hin.

Als die Schwestern quer über den Sandstrand zum Volleyballfeld gehen, stehen junge Männer von ihren Stühlen auf und schlendern betont lässig hinter ihnen her. Irgendwie haben sie jetzt doch Lust auf ein bisschen Volleyball.

Der Dünne zählt die Spieler ab, eins, zwei, eins, zwei. Claire setzt sich an die Seitenlinie.

»Du bist mein zusätzliches Paar Augen, kleine Miss«, sagt er grinsend zu ihr. Er zerzaust ihr das Haar, und sie versteift sich unter seiner Berührung.

Kurz bevor das Spiel beginnt, zieht Alison sich die Tunika über den Kopf und lässt sie neben ihrer Schwester auf den

Sand fallen. Die Augen der anderen Spieler fallen auf sie, und während sie so tun, als würden sie sie nicht bemerken, bemerken sie die große, muschelrosa Narbe auf ihrem Bauch. Einen Augenblick bleibt sie reglos stehen, während die anderen ihre heimliche Vorstellung verfolgen. Dann schnappt sie sich den Ball aus dem Sand und wirft ihn in die Luft.

Es ist kein besonders anspruchsvolles Spiel. Ein paar Jugendliche von der High School und vom College, ein paar junge Väter, die sich noch einen Rest von Fitness bewahrt haben, eine Frau, die sich jedes Mal duckt, wenn der Ball in ihre Nähe kommt, ein Ehepaar Mitte dreißig – ein kleiner Bauchansatz quillt über den Bund der mit Delfinen bedruckten Badehose des Mannes, während der makellose Körper seiner Frau die Aura fieberhafter Stunden im Fitnessstudio verströmt – und ein Mann, der tatsächlich gut spielt, aber dessen überzogenes Engagement (unnötig aggressive Schmetterbälle und die häufigen »Wenn ich dir mal einen kleinen Tipp geben darf«-Ansagen, mit denen er seine Mannschaft nach vorne pushen will) den anderen Spielern ziemlich bald auf die Nerven geht.

Während das Spiel läuft, unterhalten sich die Spieler über die üblichen Themen. Man stellt fest, dass fünf aus New York sind, ein Paar aus Boston und ein anderes aus Miami. Die Frau, die sich immer wegduckt, ist aus Minneapolis. Ein Typ aus Chicago, der hier seine Flitterwochen verbringt, hat seine frischgebackene Ehefrau in ihrem Zimmer allein gelassen, nachdem ihr Kaisergranat gestern Abend wohl nicht mehr ganz frisch gewesen war.

»Sie hat mich rausgeschickt«, fügt er rasch hinzu. »Sie meinte, es hat keinen Sinn, wenn wir beide einen Tag verpassen und ich ihr sowieso keine große Hilfe sein kann.« Nachdem er die Worte seiner Frau wiederholt hat, runzelt er die Stirn;

ihm dämmert, dass er sie vielleicht missverstanden und er eine seiner ersten Eheprüfungen vermasselt hat.

»Willkommen in den nächsten vierzig Jahren deines Lebens«, sagt der überengagierte Mann. Seine Frau und er sind seit zwei Tagen in Indigo Bay. Man möge ihn bitte nicht missverstehen, es sei schon hübsch hier, aber eigentlich zögen sie Malliouhana vor, auf Antigua – oder war es Anguilla? –, wo sie letztes Jahr Urlaub gemacht haben. Das Paar aus Miami hat Freunde, die auf Malliouhana schwören.

»Sind wir eigentlich die Einzigen, die das Essen hier ganz schön unterdurchschnittlich finden?«, fragt der überengagierte Mann.

Die Frau aus Minneapolis findet das Essen köstlich, aber absurd überteuert.

»Das ist eben so, weil sie alles mit dem Schiff herbringen müssen«, sagt der Mann mit der Delfinbadehose.

»Behaupten sie. Ich glaube, es liegt eher daran, dass wir keine Alternative haben«, korrigiert seine Frau ihn.

»Und der Aufschlag für den Service ist heftig.«

»Wenn die Rechnung kommt, schau ich immer gar nicht hin. Ich unterschreib einfach.«

»Das ist wahrscheinlich das Klügste.«

»Beinah, Schatz!«, sagt die Frau des Mannes mit der Delfinbadehose, als er beim Aufschlag ins Netz trifft. Die Badehose ist ihm peinlich, aber sie ist ein Geschenk von seiner Frau, und sie war so begeistert davon, dass er sie nicht kränken wollte, indem er das Ding zurückbrachte. Allerdings hat er den Verdacht, dass ihre Begeisterung nicht daher rührte, dass sie der Meinung war, diese Badehose würde ihm so gut gefallen – vielmehr gefiel sie ihr so gut, weil sie sich irgendwie einen Ehemann wünscht, den sie nicht ganz ernst nehmen muss. Er hat das bemerkt, aber nichts gesagt, weil er sich dachte, dass es

grausam und sinnlos wäre, sie auf die Niedertracht ihrer Absichten hinzuweisen, während sie glaubte, in allerbesten Absicht gehandelt zu haben. Wenn sie sich in drei Jahren trennen, wird ihm bewusst werden, wie viele Dinge er im Stillen bemerkt hat und wie oft er ihr zugelächelt hat, während er ihr in Gedanken Vorwürfe machte.

Man diskutiert über die Vorzüge und Nachteile der zahlreichen Ausflüge, die das Resort anbietet. Jemand fragt, ob der Schnorchelausflug nach Carnival Cay etwas taugt.

»Wir sind gestern gefahren. Da siehst du so viele Fische, dass sie dich am Ende schon wieder nerven«, sagt ein Ehemann aus New York.

Jemand hat gehört, dass man sich den Tauchausflug zum Wrack der *Lady Ann* nicht entgehen lassen sollte, einem Schiff, das vor fünfzig Jahren bei einem Hurrikan gesunken ist. Ein anderer war vormittags beim Golf und weiß zu berichten, dass der Platz erstklassig ist. Die Frau des Mannes mit der Delfinbadehose hat sich gegen die Führung auf der alten Zuckerrohrplantage und der Rumdestillerie entschieden. Ein anderer Ehemann aus New York empfiehlt ganz entschieden das romantische Picknick auf Tamarind Island. Der Strand sei erste Sahne. Seine Frau und er hätten ihn ganz für sich alleine gehabt. Er unterschlägt die künstlichen Rosenblätter, die er am Strand gefunden hat, halb unter dem Sand verschwunden, Überbleibsel anderer romantischer Picknicks auf Tamarind Island, und wie sie ihm die Erinnerung an ein Erlebnis vergällten, das eigentlich sehr schön gewesen war, wie er sehr wohl weiß.

Zu den Jungs, die Alison über den Strand gefolgt sind, gehören ein kleiner, muskulöser Kerl mit einem ausgefransten geflochtenen Hanfhalsband, ein Junge, der ein T-Shirt mit den griechischen Anfangsbuchstaben seiner Studentenverbindung trägt, und ein großer blonder Junge, der nur auf bohrendes

Nachfragen zugibt, dass er in Yale studiert. Ein Mädchen ist auch dabei, sie macht demnächst ihren Abschluss in Kommunikationswissenschaften. Auf der Suche nach möglichen Beziehungen gehen sie ein paar Minuten lang die Leute durch, die sie jeweils an ihren Colleges kennen. Die Ex-Freundin des Jungen mit dem Hanfhalsband besucht Kurse in Entwicklungspsychologie mit dem Jungen aus der Studentenverbindung. Das Mädchen, das im Sommercamp die Zimmergenossin der Kommunikationswissenschaftlerin war, spielt im selben Orchester wie der blonde Junge aus Yale. Der blonde Junge spielt Cello. Er fährt im März nach St. Petersburg auf Tournee.

»Kleine Welt«, sagt der blonde Junge, als er herausfindet, dass ein Mitspieler aus seinem Highschool-Fußballteam im gleichen Studentenwohnheim in Princeton wohnt wie Alison.

»Na ja, *unsere* Welt ist klein«, gibt sie zurück.

Er lacht. »Da hast du auch wieder recht, Ali.«

»Alison.«

»Da hast du auch wieder recht, *Alison*.«

Die Spieler schlagen auf und schmettern die Bälle vor einem zweifarbigen Hintergrund aus Sand und Himmel. Sie stützen die Hände auf die Knie und sagen »Puh!«, wenn das Spiel so anstrengend war, dass sie kurz nach Luft schnappen müssen. Sie beobachten Alison. Sie springt und hechtet, wirft sich mit vollem Engagement auf den Ball. Ihr Körper ist schlank und athletisch. Auch wenn sie stillsteht, umflirt sie eine gewisse Energie. Als die Frau des Mannes mit der Delfinbadehose ihn beim Starren erwischt, tut er so, als wäre er völlig gefangen vom Anblick des Meeres.

Von ihrem Platz im Sand schaut Claire zu und überlegt, ob ihre Bewegungen eines Tages, wenn sie groß ist, dieselbe anmutige Schönheit haben werden wie die ihrer Schwester. Sie bezweifelt es, aber das macht sie gar nicht sonderlich traurig.

Es reicht schon, wenn sie sich im warmen Licht ihrer Schwester sonnen kann.

Als das Spiel zu Ende ist (eine Niederlage für das Team des überengagierten Mannes, der jetzt natürlich behauptet, man habe ja »nur zum Spaß« gespielt), geht der blonde Junge zu Alison. Sie unterhalten sich ein bisschen. Die anderen Jungen beobachten ihn verärgert und geben sich insgeheim selbst die Schuld, dann wenden sie ihre Aufmerksamkeit der Kommunikationswissenschaftlerin zu und überdenken ihre Position noch einmal. Der blonde Junge berührt Alison an der Schulter, dann trabt er über den Sand davon. Als er weg ist, legt sie die Hand auf die Stelle, die er berührt hat, und bewegt die Fingerspitzen über ihre weiche Haut.

Als der Nachmittag langsam in den Abend übergeht, verlassen die Gäste nach und nach den Strand. Die Stunden bis zum Abendessen verbringen sie damit, sich vom Tag zu erholen – von der Sonne, der Hitze, dem Alkohol und der Schönheit, die so intensiv ist, dass ihre Augen dringend eine Erholungspause brauchen. Sie duschen. Sie rufen kurz im Büro an. (Man braucht ihr Fachwissen, um irgendeinen besonders haarigen Fall zu lösen, und sie helfen erleichtert bei der Lösung; oder aber man sagt ihnen, dass sie ihren Urlaub genießen sollen, alles laufe ganz wunderbar ohne sie, und dann sind sie für den Rest des Abends unleidlich und gereizt.) Sie haben Sex in den weichen, weißen Hotelbetten. Danach essen sie die Mango aus dem Willkommenskorb, wobei ihnen der sämige Saft über die Finger rinnt. Sie schauen die kleinen Fläschchen in der Minibar durch. Der Macht der Gewohnheit folgend, schalten sie den Fernseher an, schauen ein paar Minuten eine Nachrichtensendung von Saint Kitts, eine Wiederholung von *Miami Vice*, eine Dokumentation über einen Reggae-Sänger, der we-

der Bob Marley noch Jimmy Cliff ist. Sie setzen sich auf den Balkon, rauchen lose gedrehte Joints mit dem mittelmäßigen Gras, das sie sich hier auf der Insel beschaffen konnten, und schauen zu, wie die Nacht hereinbricht: wie die Sonne untergeht, die Motten aus der Dunkelheit aufblühen, die Palmen sich in windmühlenartige Schatten verwandeln, das erste schwache Sternenlicht den Himmel durchdringt.

Die Schwestern liegen nebeneinander auf Claires Bett und lassen sich ihren Körper von der Klimaanlage ordentlich herunterkühlen. Nach einem Tag am Strand ist Alison bereits nussbraun geworden. Ihre Sommersprossen, die heute Vormittag noch blass apricotfarben waren, sind zu einem kastanienbraunen Funkenregen geworden. Claires Haut hingegen hat sich bedrohlich rosarot verfärbt.

»Du armes Ding«, sagt Alison.

Sie holt die Flasche Aloe Vera aus dem Badezimmer, drückt sich eine Portion auf die Handfläche. Dann cremt sie ihre Schwester Zentimeter für Zentimeter ein. Claire macht die Augen zu und lässt sich von der Berührung ihrer Schwester in einen leeren Traum gleiten.

Alison war vier Monate am Stück auf dem College. Zu Hause geht Claire manchmal ins Zimmer ihrer Schwester und setzt sich auf ihr Bett. Das Zimmer sieht immer so aus, als hätte Alison es gerade erst verlassen. Auf dem Schreibtisch stapeln sich unordentlich irgendwelche Schnappschüsse, und zwischen die Kugelschreiber und Bleistifte in der blauen Keramiktasse hat sich auch eine Tube Erdbeerlipgloss mit Glitzer verirrt. (Einmal hat sie die Tube aufgemacht, daran geleckert und den Geruch ihrer Schwester auf ihren eigenen Lippen eingeatmet. Das hat sie sich aber nur einmal getraut.) An den Wänden hängen Poster von irgendwelchen Bands. Die Sachen, die ihre Schwester nicht mit ans College genommen hat, liegen schlam-

pig zusammengelegt in der Kommode. Aber das Zimmer fühlt sich nicht mehr bewohnt an. Manchmal kann sie sich nicht mal das Gesicht ihrer Schwester vor Augen rufen, wenn sie die Augen zumacht. Sie kann ihre Stimme nicht hören, und wenn das passiert, rauscht eine Welle von Panik über sie hinweg.

Jetzt ist das Hotelzimmer, das sie sich teilen, feucht von Alisons Anwesenheit, und alles, was Claire vermisst hat, ist auf einen Schlag wieder da. Das frenetische Nägelkauen ihrer Schwester. Ihre Angewohnheit, durch die Kleidung über ihre Narbe zu streicheln, wenn sie nachdenkt. Die Art, wie sie ein bisschen tanzt, ganz kleine, zurückhaltende Bewegungen, wenn sie sich in einem Zimmer bewegt. Ihre Schwester ist ein Geheimnis, das man ihr ins Ohr geflüstert hat.

Was denkt ein Vater, wenn er in der Morgendämmerung des zweiten Urlaubstages aufwacht? Die verdammten Vögel. Die Hähne, die in irgendeinem Dorf hinter dem Resort munter vor sich hin krähen. Irgendein gelber Vogel, der auf dem Balkon pausenlos in den höchsten Tönen keckern muss. (Das ist der Zuckervogel, ein berüchtigter Störenfried auf der Insel.) Er wirft sich einen Bademantel über, geht auf den Balkon, verscheucht den Vogel und geht wieder ins Bett. Aber eine Minute später ist das Vieh wieder da. Dreimal wiederholt er das Spielchen und denkt sich mit wachsendem Unmut, dass irgendein vorheriger Gast in dieser Suite den Vogel wohl mit Krümeln von seinem vom Zimmerservice gebrachten Schokoladencroissant gefüttert hat. Er sagt sich, dass er sich entspannen soll. Wenn er sowieso schon wach ist, kann er seinen Tag genauso gut jetzt anfangen. Er küsst seine Frau, die immer noch tief schläft, und geht auf den Balkon, um den Morgen abzuschätzen. Der Tag ist klar. Ein paar gedrungene Wolken ziehen langsam wie Kreuzfahrtschiffe über das reine Blau des Himmels.

Faraway Cay scheint so nah, dass er fast meint, sie berühren zu können, wenn er die Hand ausstreckt. Er kann sogar einzelne Palmen am Strand ausmachen. Er kann die schwarzen Felsen der kleinen Insel unterscheiden, auf denen die Vegetation aus der Ferne wie Moos wirkt, und die Schatten ihrer Schluchten. Die intensiven Grüntöne dieser kleinen Insel gibt es zu Hause gar nicht. Einem Vater kommt kurz in den Sinn, dass die meisten Leute in ihrem gesamten Leben niemals einen Ort sehen, der so schön ist wie dieser. Er sagt sich, wie so oft, dass er privilegiert ist. Etwas Ähnliches hatte er sich auch schon auf dem Weg vom Flughafen zum Resort gedacht. Auf der Fahrt hatte er Verschiedenes gesehen – Kinder, die auf staubigen Hinterhöfen spielen, Frauen, die schläfrig hinter zerbeulten Blechheimern an Ständen am Straßenrand standen, Zementhäuser, die früher mal türkis, gelb, rosa gewesen waren, deren Farbe aber fast komplett abgeblättert war, streunende Hunde – und sich dann die Entsprechungen in seinem Leben vor Augen geführt: seine schönen Töchter, seine Frau, sein Haus (dessen Dach jetzt glänzende Schneehauben trägt) und Fluffernutter, seinen Hund.

Seine Gedanken werden von einem mechanischen Geräusch unterbrochen. Ein Traktor fährt langsam über den Strand. Er bemerkt jetzt, dass der Sand, der gestern noch unberührt war, heute mit Teppichen aus braunem Seetang übersät ist. Zwei Männer in Overalls harken den Tang zu Haufen zusammen. Der Traktor fährt hinter ihnen her und sammelt die Haufen auf. Hinter dem Traktor verwischt ein vierter Mann mit einem Besen die Spuren im Sand.

Ein Vater steht auf dem Balkon und beobachtet das Ganze eine Weile. Jetzt ist ihm klar, dass der Strand nicht von Natur aus so sauber ist, und er muss zugeben, dass ihm das gleich hätte klar sein müssen, und diese Erkenntnis beeinträchtigt sei-

nen Genuss in gewisser Weise. Seine Reaktion nervt ihn selbst. Warum sollte er wegen der Arbeit, die diese Männer verrichten, diesen Strand weniger schätzen statt mehr?

Während der zweite Tag in Indigo Bay seinen Lauf nimmt und er sich an die Schönheit des Resorts gewöhnt, an die Sträucher überall mit den herabhängenden rosa Blüten und an das knalltürkisfarbene Wasser, beginnt er eine neue Art von Information wahrzunehmen. Zum Beispiel, dass die Milch am Frühstücksbuffet im Gartenpavillon einen Tick sauer ist und einen unangenehmen Nachgeschmack auf der Zunge hinterlässt. Er sagt aber nicht Bescheid. Er bittet die Frau, die seine Familie beim Betreten des Pavillons so freundlich begrüßt hat, nicht, Abhilfe zu schaffen. Er registriert es einfach nur. Er registriert auch, dass ihm an einigen Orten im Resort ein Hauch von gewissen, unverkennbaren Gerüchen in die Nase steigt. Am anderen Ende des Swimmingpools: warmer Müll. An der Biegung des Kieswegs, der von ihrem Zimmer zum Strand führt: Kanalisation. Aber auch hier würde es ihm im Traum nicht einfallen, sich zu beschweren, wie andere Gäste es vielleicht tun würden. Er gefällt sich in der Vorstellung, dass er seinen Reichtum geschmackvoll lebt. Er geht nicht mit der Erwartung durch die Welt, dass alles perfekt zu sein hat. Er versucht, alles und jeden so sehr zu mögen, wie er kann. Sogar in dieser Haltung zur Welt erkennt er den Vorteil seiner Lage. Zugeständnisse fallen einem leichter, wenn man ein privilegiertes Leben führt.

Nur ist jetzt alles ein bisschen verdorben, oder? Jedes Jahr die gleiche Enttäuschung. Er gibt ja selbst zu, dass es kindisch ist, aber es ist so: Das Paradies hat er immer noch nicht gefunden, nicht so richtig. Denn wie überall geht es letzten Endes immer nur um Körper und ihre mannigfaltigen Abfälle und die Frage, wo man das Ganze unterbringen soll, alles befindet

sich in einem Stadium der Unordnung, zwei Tage bevor die Situation kippt. In der Woche, bevor er hergeflogen ist, hat ein Schneesturm die Müllabfuhr in Manhattan für mehrere Tage lahmgelegt. Auf dem Weg von Grand Central Station zu seinem Büro stapelten sich die Mülltüten anderthalb Meter hoch auf den Bürgersteigen. An den Straßenecken quollen die Müll-eimer über, der Gehweg rundherum war übersät mit Hühnerknochen, halb gegessenen Hot Dogs, Windeln, Rinnsalen aus altem Kaffee, die über den Zementboden flossen. Er sah einen kleinen Terrier im roten Pullover auf einen Haufen Mülltüten urinieren, er sah eine dicke, beige Pfütze neben einem anderen Stapel und starrte neugierig darauf, bevor ihm der Geruch in die Nase schlug und ihm klar wurde, dass es Erbrochenes war. Als er an all dem vorbeiging, hatte er das Bild eines tropischen Strands im Kopf und dachte: *Gott sei Dank bin ich bald weg*. Aber jetzt, da er nun weg ist, da er nun hier ist, muss er sich fragen, ob der einzige verdammte Unterschied die Bougainvillea ist, ob auch dieser Ort nicht mehr zu bieten hat als die immer gleiche gewohnte Hässlichkeit, übertüncht mit einem wenig überzeugenden Anstrich von Schönheit.

Ein gelber Gummiball fliegt hoch in die Luft. Ein Dutzend Kinder rennen über den Sand, um ihn zu fangen. Es ist zehn Uhr morgens, jetzt beginnt die tägliche Spiel- und Sportstunde für die Kinder im Resort. Während die Kinder spielen, genießen die Eltern die freie Zeit. Als der gelbe Ball den höchsten Punkt seiner Flugkurve erreicht hat, bebt eine Mutter unter der Wucht ihres ersten Orgasmus seit einem ganzen Monat. Eine andere Mutter kommt nahe dran und hofft inständig, dass ihr Ehemann noch lang genug durchhält. Ein Ehepaar, das definitiv vorhatte, miteinander zu schlafen, liegt schnarchend im Bett. Pärchen trinken Tequila Sunrise im heißen Whirlpool,

liegen lesend am Strand, rackern sich nebeneinander auf Laufbändern im Fitnessstudio ab. Eine Frau posiert für ihren Mann vor dem Meer und bemüht sich, ihre weichen Oberschenkel so gut wie möglich zu verstecken. Ihre Kinder verschwinden vorübergehend aus ihrem Blickfeld. Für einen ganz kurzen Augenblick scheinen sie überhaupt nicht zu existieren.

Claire ist nicht gut bei den Spielen. Sie fällt beim Krebsgang hin. »Jetzt *komm*«, drängelt ihr Spielpartner beim Rennen auf drei Beinen. Beim Eierlauf fällt ihr nach zwei Schritten das Ei vom Löffel und zerbricht auf ihrem Fuß. Aber schlechter als alles andere beherrscht sie die Kunst, sich wie die anderen Kinder zu Paaren und Grüppchen zusammenzufinden und sich so die Spielkameraden für den Rest der Woche zu sichern. Sogar Axel aus Belgien, der nicht mal Englisch spricht, findet sich mühelos mit einem anderen rauflustigen Jungen zusammen. Sie schließen so schnell Freundschaften, dass ihr ganz schwindlig wird, als hätte sie sich ganz schnell im Kreis gedreht. Wenn sie stehen bleibt, richtet sich die Welt wieder gerade und alle haben ihre Freundschaften geschlossen und besiegelt, ohne sie.

Der Dicke bringt das Mittagessen für die Familie. Sie sehen ihn über den Strand heraufkommen, das schwere Tablett auf der Schulter. Er stolpert. Pommes plumpsen in den Sand.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagt er, als er bei ihnen ist. »Ich bringe Ihnen noch mehr Pommes.«

»Ach, lassen Sie ruhig. Es sind doch immer noch genug«, sagt die Mutter ermutigend. »Clairey, mein Schatz, lass das Schreiben.«

Das kleine Mädchen erstarrt, mit dem Zeigefinger in der Luft ertappt. Das Wort, das sie eben geschrieben hat, war »Pommes«. Sie war gerade beim E. Sie lässt die Hand sinken.

Sie spürt, wie das halb fertige E und das S in der Fingerspitze jucken. Das muss sie dann später fertig schreiben.

»Lass sie doch«, schnauzt Alison ihre Mutter an. Sie nimmt Claires Hand, hebt sie an ihre Lippen und gibt ihr ein kleines Küsschen.

Die Mutter seufzt. Vor ein paar Monaten hat ihre jüngere Tochter sich diese Angewohnheit zugelegt, und seitdem wackelt und kreist ihr Zeigefinger durch die Luft. »Ich schreibe«, hatte Claire immer gemurmelt, wenn ihre Mutter sie fragte, was sie da tat. Sie hatten mit dem Schulpsychologen darüber gesprochen – ein Fehler, wie sich herausstellte, denn danach machte Claire es heimlich, hintenherum, wenn sie dachte, dass niemand darauf achtete. Mit der Frage müssen sich alle Mütter herumschlagen: Wann ist etwas einfach nur schrullig, und ab wann muss man sich Sorgen machen? Wie viel Schaden kann man seinem Kind zufügen, wenn man das eine behandelt, es in Wirklichkeit aber das andere ist?

Nachdem Clive ihr Essen auf den niedrigen Tischen zwischen ihren Stühlen abgestellt hat, nimmt er ein kleines Tuch aus der Tasche und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

»Muss ja heiß sein hier draußen mit der langen Hose«, sagt der Vater.

Alison wirft ihm einen vernichtenden Blick zu, den er ignoriert. Wenn Väter nur Dinge sagen würden, die ihre Töchter gutheißen, dürften sie überhaupt nicht mehr sprechen. Die Mutter und der Vater tauschen einen Blick. Ihre Tochter hat sich verändert. In letzter Zeit liegt in ihrem launischen Teenagergehabe ein Hauch von moralischem Urteil. Noch neuer ist ihr abschätziges Seufzen, als wären sie kaum die Mühe ihres Urteils wert. Eines steht fest, sie geht jetzt aufs College.

»Ist nicht so schlimm«, murmelt der Dicke. »Ist der Winter bei Ihnen zu Hause kalt?«

»Tierisch«, sagt der Vater. »Es hat ununterbrochen geschneit. Ich beneide Sie, dass Sie jeden Tag dieses Wetter haben.«

»Dafür haben wir aber Hurrikans«, sagt der Dicke.

»Vor ein paar Jahren hatten Sie so einen richtig schlimmen, oder? Irgendwas mit C.«

»Klaus.«

Der Vater schlägt die Hände zusammen. »Klaus! Genau.«

»Der hat sechshundert Häuser und die meisten Schulen zerstört.«

»Das ist ja furchtbar«, sagt die Mutter.

Dem Vater will es nicht in den Kopf, warum Leute freiwillig an einem Ort leben, an dem so etwas passieren kann. Er kommt zu dem Schluss, dass den Menschen hier von Geburt an ein Gespür für diese Art von Damoklesschwert innewohnt, für das Erleiden eines Totalverlusts, sodass es ihnen leichterfällt, so zu leben, als es ihm fallen würde. Was kein Charakterfehler ist, denn wäre er hier geboren, wäre er wahrscheinlich auch so ein Mensch, der in der Lage ist, das Unvorhersehbare mit stoischem Gleichmut zu ertragen. Er hält kurz inne und versucht sich vorzustellen, wie es wäre, wenn er so ein Mensch sein könnte – es ist ein ganz vergnüglicher Gedanke, sein altes Ich mal kurz zu verlassen und in ein Ich zu schlüpfen, das mit den Unwägbarkeiten dieses Planeten in engerer Verbindung steht und sich mit ihnen abgefunden hat.

»Sagen Sie mal«, beginnt der Vater, »was würden Sie denn empfehlen, wo man hingehen könnte, um einheimische Küche zu bekommen? Also, so richtig authentisch?«

Der Dicke nennt ihm den Namen eines Restaurants in der Stadt. Sein Freund arbeitet dort; sein Freund macht auch Führungen auf der Insel und den Inselchen rundherum. »Ganz günstig.« Die Mutter und der Vater lächeln und be-

danken sich, aber sie sind sich unausgesprochen einig darin, dass sie zwar gerne einheimisches Wissen entgegennehmen, zugleich aber auch auf der Hut vor dem Nepp der Einheimischen sind.

Am ganzen Strand unterschreiben Väter die Rechnungen für Mittagessen und Getränke. Sie versuchen, nicht über die Zahlen nachzudenken. Fünf Dollar für die Limo ihres Kindes, achtzehn für den Ziegenkäsesalat ihrer Frau. Sie wollen sich nicht groß damit auseinandersetzen, wie ihnen hier im Paradies unauffällig das Geld aus der Tasche gezogen wird. Außerdem – was für ein Preisschild wäre angemessen für Momente wie diese? Da ist das Meer, das blaue Wasser und die milchweißen Schaumkronen. Hier ist der weiche, sonnenwarme Sand. Wenn man sämtliche Sandkörner auf der Welt zusammennähme, hat ein Vater mal irgendwo gelesen, wären es immer noch weniger als die Sterne im Universum. Wie unwahrscheinlich ist es da, was für ein unglaubliches Glück ist es da, dass er mit seiner Familie an diesem Strand sitzt.

Etwas später kommt der Dünne, um die Teller abzuräumen.

»Und, was haben die Schwestern heute noch so vor?«, erkundigt er sich.

»Wir bauen eine Sandburg, stimmt's, Clairey?«, sagt Alison.

»Wusstet ihr, dass ich dieses Jahr die Meisterschaft im Sandburgenbauen gewonnen habe?«

»Tatsächlich?« Alison hebt schwungvoll das Haar von ihrem Nacken und nimmt es zu einem Pferdeschwanz zusammen.

»Absolut. Na ja, ich wurde am Ende lobend erwähnt.« Er grinst. »Wenn ihr also Beratung bei eurem Entwurf braucht, Mädels, gebt mir Bescheid.«

»Wir bauen unsere Sandburgen gerne solo, vielen Dank«, sagt Alison mit einem hinreißenden Grinsen.

Edwin kauert sich vor Claire: »Und du, kleine Miss? Baust du deine Sandburg auch lieber solo?« Er lächelt sie an.

Claire nickt energisch.

Er lacht. »Okay, kleine Miss.« Er zerzaust ihr das Haar. »Bis später, ihr zwei!«

Als er sich über den Strand entfernt, bemerkt die Mutter, dass ihre Tochter ihn im Auge behält und beim Weggehen beobachtet.

Der Dünne ist der Prinz dieses Strandes. Die soziale Hierarchie der Gäste scheint über ihn zu laufen. Wen er mit seinem Beifall weiht, der scheint einen unsichtbaren Status zu erlangen. Er macht tatsächlich viele kleine Pausen, und seine Neigung, bei einzelnen Gästen stehen zu bleiben und zu plaudern, verlangsamt den Service am Strand, aber das findet man verzeihlich, man begrüßt es sogar. Wozu die Eile? Sie leben hier nach Inselzeit. Außerdem vergöttern ihn die kleinen Kinder, die ihm nachrennen wie ein Fanclub.

Auf der anderen Seite ist da der Dicke, Toto, tollpatschig im Sand, tollpatschig mit einem Tablett Cocktails auf der Schulter, tollpatschig beim Verstellen der Sonnenschirme, wenn er sie dem Sonnenstand anpasst, und mit einer Stimme, die selten lauter als ein Murmeln wird. Doch er ist Edwins Freund. Wie nahe sich der Dicke und der Dünne stehen, ist nicht zu übersehen. Wenn sie am Strand aneinander vorbeigehen, geben sie sich High-Fives und tauschen kumpelhafte Beleidigungen aus. Edwin kommt aus seiner Pause oft mit einer fettfleckigen Papiertüte zurück – Essen für Toto.

Wenn die Gäste Clive auf ihre Freundschaft ansprechen, sagt er einfach: »Wir sind beste Freunde.«

»Toti und ich?«, sagt Edwin, wenn man ihm dieselbe Frage stellt. »Wir kannten uns schon als kleine Kinder. Wir waren

zusammen in der Grundschule. Was glauben Sie, wer ihn Toto getauft hat? Ich würde es Ihnen ja erzählen, aber dann bringt er mich um.«

Einmal, beim Sonnenuntergang, joggt der Mann mit der Delfinbadehose den Strand entlang, als er sieht, wie Edwin mit einem Stapel Stühle kämpft, den er durch den Sand hinter sich herzieht. Clive läuft hinüber und nimmt ihm seine Last wortlos ab. Der Mann spürt, wie etwas in ihm nachgibt. Natürlich, er liebt seine Frau, aber irgendwie hatte er bis zu diesem Moment vergessen – vielleicht hat er sich gezwungen, es zu vergessen –, wie wunderbar Freundschaft ist.

Die Schwestern unternehmen viel gemeinsam. Sie sammeln Muscheln. Sie sprechen sich unter Wasser Sätze vor: »Mayonnaise ist eklig.« »Fluffernutter ist der beste Hund der Welt.« Im Meer umarmt Alison Claire und hebt sie hoch, und Claire schlingt ihre Arme um den Hals ihrer Schwester.

»Unser Schiff ist untergegangen, und Mum und Dad und alle anderen sind tot«, sagt Claire. »Wir sind mitten auf dem Meer.«

»Siehst du diese Insel da drüben?«, sagt Alison und deutet zur Faraway Cay. »Da müssen wir hinschwimmen. Das ist unsere einzige Chance. Schaffst du das?«

Claire nickt, gefasst und tapfer.

Sie bauen Sandburgen, wobei Claire nur zu gern den Vorstellungen und Anweisungen ihrer Schwester folgt. Sie holt eimerweise Wasser, sammelt Zweige und Kiesel, während Alison Brücken und Bogengänge und Wendeltreppen in den Himmel formt.

Edwin kommt vorbei und nimmt ihre Fortschritte in Augenschein. »Eure Brücke hängt ja total durch. Ich glaube, ihr Mädels habt nicht viel Glück mit eurem Solo-Bau.« Er grinst.

»Das ist eine Ruine«, gibt Alison zurück. »Wir bauen etwas Antikes.«

*Eine Ruine*, flüstert Claire vor sich hin, als sie mehr Wasser holt. *Eine Ruine. Eine Ruine.*

Ein Promi ist in Indigo Bay eingetroffen. Er ist Schauspieler, ein Mann im fortgeschrittenen mittleren Alter, bekannt für seine Rollen als unkonventioneller Charakter, meistens der Handlanger eines wichtigeren Kollegen, mit einem Hauch von Menschenhass. Er hat eine schmiegsame junge Freundin dabei, mit schwarzen Haaren und einem spreizfüßigen Gang.

Die Nachricht von seiner Ankunft macht schnell die Runde unter den Gästen, die daraufhin ganz intensiv so tun, als würden sie ihn nicht erkennen. Die Stühle rechts und links vom Schauspieler und seiner Freundin bleiben unbesetzt. Als das frisch verheiratete Paar (die Frau hat sich inzwischen von ihrem schlechten Kaiserhummer erholt) zufällig mit dem Schauspieler im Whirlpool sitzt, geht der Mann so weit, ihn zu fragen, was er beruflich macht.

In der Nähe des Schauspielers lachen die Leute lauter. Die Männer stehen aufrechter und berühren häufiger ihre Frauen. Die Frauen schwingen ihre Hüften. (Allerdings reden sie sich mit einer gewissen Überheblichkeit ein, dass sie nicht mit ihm ins Bett gehen würden. Er war mal gut aussehend, hat sich aber gehen lassen und ist jetzt schwabbelig und verbraucht. Seit Jahren hört man Gerüchte, dass er Stammgast in verschiedenen Entziehungskliniken in der kalifornischen Wüste ist.)

Obwohl er seit über drei Jahrzehnten eine Person des öffentlichen Lebens ist, hat der Schauspieler sich nie daran gewöhnt, dass die Leute sich in seiner Gegenwart anders verhalten. Er kann es spüren, so eine misstönende Beflissenheit, wie ein Luftzug. Während seine Freundin sich massieren lässt,

setzt er sich an die Poolbar und bestellt sich einen Wodka Twist. Das Paar auf den Hockern neben ihm verstummt. Dann sagt der Mann laut zu der Frau, dass er wünschte, die Wellen wären höher, er würde so gern surfen gehen. Er fängt an, eine Geschichte aus ferner Vergangenheit zu erzählen. Hawaii, eine große Welle, die er im perfekten Augenblick erwischt hat, und wie er bis zum Strand auf ihrer weißen Schaumkrone geritten ist. Der Schauspieler begreift, dass dieser Moment zu den Höhepunkten im Leben dieses Mannes gehört. Eine Besonderheit seines eigenen Lebens ist, wie oft solche Geschichten so erzählt werden, dass er sie mithören kann.

Dieser Mann konnte nicht wissen, dass der Schauspieler lähmende Angst vorm Wasser hat. Diese Reise war eine Idee seiner Freundin. (Wessen Idee seine Freundin war, ist unbekannt. Er hat so eine Neigung, sich Probleme zu suchen und daran festzuhalten. Schon immer gehabt.) Wenn es nach ihm ginge, würde er in seinem komfortablen Haus Urlaub machen, einfach nur eine Woche der Öffentlichkeit fernbleiben. Denn er braucht ja keine Erholung von der Arbeit, sondern von den Leuten.

Als sie hier ankamen, zog seine Freundin schwungvoll die Vorhänge zurück und zwang ihn, auf den Balkon zu kommen. Hinter dem Sandstrand lag der Ozean in Streifen aus immer dunkler werdendem Blau. Die Sonne glitzerte auf dem Wasser wie zahllose Stroboskoplichter.

»Siehst du? Gibt gar keinen Grund, so viel Angst zu haben, stimmt's?« Sie tätschelt ihm den Arm, als würde sie einen nervösen Hund beruhigen.

Dann passierte dasselbe wie immer. Das Meer erhob sich zu einer Wand, höher und höher, bis man den oberen Rand gar nicht mehr sehen konnte. Er machte den Mund auf, und das Wasser strömte hinein.

Jede Familie hat einen Dokumentaristen. Sagen wir, es ist es der Vater. Er hat sich in den Sand gehockt, eine Position, die seine maroden Knie eigentlich gar nicht mehr besonders gut vertragen, und fängt seine Töchter während der Arbeit an ihrer Sandburg ein. Zum Abendessen macht er ein Foto von Alison, wie sie gerade von Hand eine Hummerschere aufbricht. Er macht einen Schnappschuss von Clairey, die die Windungen einer Muschel bewundert. Diese Pflicht fällt ihm zu, weil seine Frau nie Bilder macht; sie verspricht es zwar immer wieder, vergisst es dann aber, oder es ist ihr egal, er weiß es nicht so recht. Letztlich war es gut so, wie es war. Er hat eine Nebenbeschäftigung gefunden und ist, wenn er das mal in aller Bescheidenheit so sagen darf, ein ziemlich guter Amateurfotograf geworden. Was für eine Erleichterung, wenn man in den mittleren Jahren merkt, dass immer noch Interessen in einem schlummern, die nur darauf warten, entdeckt zu werden. Und dass vielleicht doch mehr künstlerisches Talent in einem steckt als das, womit man sich vor langer Zeit zufriedengegeben hat.

Zu Hause werden die Urlaubsfotos aufgehängt. Der Vater und die Mutter waren letztes Jahr auf einer Safari in Afrika, um ihren zwanzigsten Hochzeitstag zu feiern. Eine schwarze Kette aus Elefanten vor einem orangefarbenen Sonnenuntergang. Ein Vogelschwarm wie ein großer seidiger Streifen in der Luft. Eine Ansammlung einheimischer Kinder, die ihre Gesichter der Kamera zuwenden. Ihr Safariguide, Buyu, der mit seinem schwarzen Gummistiefel in die Glut ihres Lagerfeuers tritt.

Und was für eine Enttäuschung, wenn man dann bei den Freunden *ihre* Tiersilhouetten vor Sonnenuntergang an der Wand sieht, *ihre* Gruppen von begeisterten einheimischen Kindern, *ihren* winzigen Safariguide in Gummistiefeln. (Wie es scheint, führen auf der ganzen Welt, in Tansania und Vietnam und Peru, kleine, drahtige Männer mit den gleichen schwarzen

Gummistiefeln die Touristen auf Berge und durch Dschungel und Steppen.) In einem flüchtigen Augenblick war er Zeuge von etwas Schönem; wenn er diese Momente, die ihm persönlich so heilig sind, auf einmal in Kopie erblickt ... ein Vater weiß, dass ihm das nicht so viel ausmachen sollte.

Es ist eine Erleichterung, mal einen einfachen Strandurlaub zu machen. Keine bedrohten Tierarten oder antiken Stadtmauern zu fotografieren. Clairey beim Spielen. Seine Frau im Hauch des frühen Abends, bescheiden und bezaubernd. Nachdem sie tagelang kein Interesse daran gezeigt oder sogar unverhohlen abgelehnt hatte, sich fotografieren zu lassen, hat er Alison jetzt überzeugt, dass er ein paar Bilder von ihr schießen darf. Sie macht ihren Pferdeschwanz auf und lässt das Haar offen um ihre Schultern fallen; sie lehnt sich an eine Palme und schaut mit nachdenklichem Gesichtsausdruck und leicht geöffneten Lippen in die Kamera. Er ist so gerührt von ihren Bemühungen, sich für diese Aufnahmen hübsch zu machen, dass er die Kamera kurz von seinem Gesicht nimmt und sie einfach nur anschaut.

In einiger Entfernung sieht er den Dünnen über den Strand herankommen. Er sieht, wie der Mann seine Tochter mustert. Wenn der Vater ehrlich ist, wenn alle Väter von Töchtern im Teenageralter hier ehrlich sind, gefällt es ihnen nicht, wie dieser Mann ihre Töchter anschaut. Er ist so distanzlos. Gleichzeitig hat sein Blick aber etwas so Unbeteiligtes, als wäre die Tochter des Vaters zwar ganz anziehend, aber letztlich doch nichts Besonderes.

Sie würden alle zugeben, dass ihre Besorgnis zumindest teilweise mit der Hautfarbe dieses Mannes zu tun hat. Andererseits sind sie ja nicht mal richtig *besorgt*, sie nehmen nur die Möglichkeit zur Kenntnis, dass sie sich eventuell Sorgen machen müssten. Es ist ja weiter nichts. Die Menschen hier

sind einfach sehr freundlich. Es liegt in ihrer Kultur, das ist die warme und offene Art von Menschen, die auf einer kleinen Insel leben. Man weiß, dass man schon zu lange keinen Urlaub mehr gehabt hat, wenn man Freundlichkeit plötzlich als eine Art Problem betrachtet.

Einmal bleibt der blonde Junge vom Volleyballspiel bei den Stühlen der Familie stehen. Die Mutter beobachtet, wie Alison ihm zuwinkt, während er näher kommt, eine Geste, die sie mit exquisiter Lässigkeit ausführt.

»Was ist mit deinem Bein?«, fragt er, als er neben Alisons Stuhl steht.

Die Mutter schaut hinüber und sieht, dass das Schienbein ihrer Tochter blutig verschrammt ist.

»Hingefallen«, sagt Alison und zuckt mit den Schultern.

Die Mutter würde ihrer Tochter am liebsten sagen, dass sie sich Desinfektionsmittel und ein Pflaster an der Rezeption holen und die Wunde reinigen soll; am liebsten würde sie das Desinfektionsmittel selbst holen und die Wunde ihrer Tochter versorgen, aber sie beißt sich auf die Zunge.

»Ich wollte nachher bei der Lagune ein paar Golfbälle schlagen. Ich dachte mir, vielleicht hast du ja Lust mitzukommen«, sagt der Junge.

Die Mutter betrachtet ihn. Das Haar fällt ihm dicht ums Gesicht – er trägt es lang und ein bisschen zottelig. Seine Haut hat einen Goldton, wie die Oberfläche eines perfekt gelungenen Kuchens. Die Badehose sitzt ihm tief auf den Hüften. Und auf seiner Brust sieht sie ein paar vereinzelte rötlich blonde Haare.

»Klar«, sagt Alison. »Gerne.«

Die Mutter schaut zu, wie sie aufsteht. Als sie mit dem Jungen den Strand entlanggeht, hat ihr stolzer Gang genau das richtige Maß an Unnahbarkeit. Dieses Alter, dieser Augenblick.

Eine Frau lodert in ultravioletten Explosionen auf der heißen Oberfläche ihres Kindes.

An ihrem vierten Tag in Indigo Bay dösen die Mutter und der Vater entspannt am Strand. Manchmal nicken sie mit dem Buch in der Hand ein. Je länger sie auf der Insel sind, desto leichter und öfter schlafen sie ein. Um sie herum erleben die anderen Gäste denselben seelischen Lösungsprozess. In ihrem normalen Leben treffen sie jeden Tag Entscheidungen von enormer Tragweite: vierzig Millionen Dollar, das Leben eines Patienten, tausend Fabrikarbeiterstellen im Mittleren Westen. Wenn man die Frau des Mannes mit der Delfinbadehose in einem empfindlichen Moment an der Bar erwischt, wird sie einem gestehen, dass sie spätabends nach Büroschluss manchmal allein schon die Entscheidung, ob sie sich noch etwas zu essen mit nach Hause nehmen soll, in die Knie zwingt. In Indigo Bay können sie sich entspannt in eine Welt gleiten lassen, in der ihre Entscheidungen nicht weiter wichtig sind. Strand oder Pool? Bier oder Margarita? Dankbar überlassen sie sich dem erholsamen Regiment dieser Tage. Sie beginnen sogar davon zu fantasieren, sich von ihrem Leben zu Hause zu verabschieden. Sie könnten ihren Job kündigen, hier unten ein kleines Haus kaufen, und nie zurückschauen. Sie könnten jeden Tag am Strand liegen und würden es niemals überhaben. Sie könnten für immer hierbleiben.

»Pass auf, dass die beiden keine Dummheiten machen, während ich weg bin«, sagt Alison zu Claire und deutet mit einem Nicken auf ihre dösenden Eltern. Claire schaut ihrer Schwester nach, bis sie am Strand verschwunden ist, dann wendet sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem Eimer mit den Muscheln zu, die Alison und sie zuvor gesammelt haben. Sie breitet sie im